

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik**

Band (Jahr): **5 (1858)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Mittelfranken), Dillingen (Schwaben) und am Oberneckar: *aus!* desgleichen in Oberfranken: *aus!* in Unterfranken (Würzburg, Uffenheim): *aus!* auch *ausgwich'n!* *weich* (*weicht*) *aus!* in Wien: *auf!* (*aufg'schaut!*) in Ratzeburg: *bân út* (Bahn aus)! oder (wol mit scherzhafter persönlicher Anspielung): *Ziet'n bâ'n út!* in Westfalen: (*gå*) *ût'n weg!* in Schleswig (Angeln): *wâr di'!* oder: *ut de wech!* und endlich in Ostfriesland, wo die Natur des Landes das Schlittenfahren versagt hat, beim Schlittschuhlauf: *bân âpen* (Bahn offen)! Der Herausgeber.

### A n f r a g e .

Was bedeutet *nettbóven* (netzbuben)? und warum hieß ein gewisses gesindel so?

Stürenb. ostfr. wb.: obsol. *netteboven* „spitzbuben mit masken (netzen), vielleicht ein ironisches wortspiel, vgl. nett.“

Seib. westf. urk. nr. 996: *netzbouen*, die der begynen- und bovenkönig aus der grafsch. Arnsberg treiben soll. Glossar: „ärztliche marktschreier.“

Mnl. fascic. temp. 179 verso: „Omtrent dese tyt (c. 1324) stont daer op bouen in den lande een die hem seluen noemde te wesen een coninck der Armleder dese vergaderde veel lichts volcks van *nette boeuen* rustiers bedelaers etc. Ende versloech al die joden tot allen plaetzen“ etc.

Die Deutung bei Stürenburg mag richtig sein; ob aber auch netze als masken dienten? die erklärung aus nett schlägt fehl.

Seibertz' deutung, wol nur aus dem vermeintlichen contexte geraten, dürfte falsch sein.

Iserlohn.

F. Woeste.

### L i t e r a t u r .

Fortsetzung und Ergänzungen zu

#### P. Trömel's Literatur der deutschen Mundarten.

- 65 a. August Corrodi. De Herr Professor. Idyll aus dem Züribiet. Winterthur, 1858. Kl. 8°. 212 Stn.
- 179 a. Ignaz Petters. Beitrag zur Dialekt-Forschung in Nord-Böhmen. Aus dem Leitmeritzer Gymnasial-Berichte 1858. Leitmeritz, 1858. 4°. 16 Stn.

- 195 a. (Oberfranken.) Die Waunsiegler Aufklärung oder der Prozeß in Kloaidaschrank. E dramatisch Gedicht in Waunsiegler vornehmer und gmoainer Mundart. Verfaßt und allen Waunsiegla Waiban und Moaidlen gewippent von Hans Heinrich va da Broaitengafs. Waunsiegel, 1833. kl. 8°. 22 Stn.
- 200 c. (G. F. B.) Ankunft des Volks-Dichters Grübel in Elisium; und dessen Gespräche im Schatten-Reiche der Todten mit seinem Colleggen dem uralten Nürnbergischen Volks-Dichter Hanns Sachs. Ein allegorisches Gemälde der Vor-Zeit und für die Nachwelt. Nürnberg, 1809. 8°.
- 212 b. Reinwald. Etwas über hennebergische Spracheigenthümlichkeiten; — in Bundschuh's fränk. Mercur, 1795. S. 310.
- 214 c. August Schleicher. Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. Weimar, 1858. 8°. XXV u. 157 Stn. (Mit Musikbeilagen.)
- 232 b. Zom Zilljes gale Erbes mit Huitzelbreh geschmälzt. Eine Anthologie humoristisch-sarkastischer Originalien aus Fulda's lustiger Vergangenheit. Erscht Traktäment. Fulda, 1858. kl. 8°. 32 Stn.
- 239 f. J. Löhr. Drei Blimcher aus Frankfort. Hanau, 1857. 8°.
- 250 d. Ph. Laven. Gedichte in trierischer Mundart. Mit angehängtem Glossar. Trier, 1858. 8°. XXXVII u. 291 Stn.
- 309 c. Edmund Höfer. Wie das Volk spricht. Sprichwörtliche Redensarten. Dritte vermehrte Auflage. Stuttgart, 1858. kl. 8°. VIII u. 112 Stn.
- 342 a. E. Förstemann. Zur Bedeutungslehre der Danziger Mundart. Aus den Neuen preuß. Provinzial-Blättern a. F. Bd. III. (1853) abgedruckt. Königsberg, 1853. 8°. 10 Stn.
- 352 a. Schwerin, F. Vöggel-Sproak un Snak oder was die Vögel klein und groß im Frühjahr in der Altmark singen und sagen. In plattdeutsche Reimverse gebracht. Neuhaldensleben, 1858. 8°.
- 391 b. Rödning's poet. Schilderung eines in Hamburg im August 1791 stattgehabten Tumultes findet sich unter der Ueberschrift: „Ein vaterstädtischer Tyrtäus“ im Freischütz, Jahrg. 1857, Nr. 33.
- 392 a. H. F. Ziegler. Sammlung dittmarsischer Wörter. Hamburg, 1755. 8°.

Der Wäldler. Gedichte in der Mundart des bayerischen Waldes von  
 Jos. Max. Schuegraf. Würzburg, 1858. 8°. XVI u. 131 Stn.

„Nicht als Dichter, sondern als ein für sein Stammland begeisterter Wäldler“ will der Verfasser vorliegender „Lieder, Bilder und Sagen“ beurtheilt sein, die zunächst den Charakter der Wäldlersprache (d. h. der Mundart des bayerischen Waldes, — „jenes Dreieckes am linken Ufer der Donau, dessen Grundlinie von der Mündung des Regenflusses in die Donau bei Stadtamhof bis zur österreichischen Grenze unterhalb Hafnerzell reicht, während die Nordspitze an der Schwarzach bei Kloster Schönthal ausläuft,“ oder, genauer genommen: der ehemaligen Grafschaft Cham), „soweit uns solche noch urthümlich erhalten ist,“ veranschaulichen sollen. Er will uns dadurch „den bayerischen Wäldler nach Sprache, Art und Wesen naturgetreu zeichnen,“ und, wenn auch dabei seine Verse an Darstellung, Humor und Witz jenen Gedichten, die seit Jahren in altbayerischem Dialekte, zu welchem ja auch die Wäldlersprache gehört, erschienen sind, nachstehen, so sollen sie doch vor diesen, die gerne dem hochdeutschen Stile sich nähern und oft hochdeutsche Wendungen und Reime bieten, in Reinheit des Dialekts ihren Vorzug haben.

Wie weit diese Absicht dem Verfasser gelungen, mögen Andere beurtheilen, denen jene Mundart genauer bekannt ist; doch will mich bedünken, als sei auch er vom Einflusse des Hochdeutschen nicht ganz frei geblieben, namentlich in Ellipsen und Inversionen, die nicht selten begegnen. Oder sollten Auslassungen der Hilfsverba und anderer Wörter, Participialconstructions und Wendungen wie: *Da Lukas moant, ea'n seng duart soll* (S. 93; vgl. S. 20, 9 u. 11. 22, 1. 42, 1 u. 3. 79, 1 v. u. etc.) der Wäldlersprache gerecht sein? Was Stoff und Geist dieser Gedichte angeht, so ist derselbe fast durchgängig ein volksthümlicher, ja, er sinkt zuweilen, wie in den Gedichten auf S. 16. 17. 41. 61. 91, bis zu jener Stufe des Volkswitzes herab, die man Gemeinheit nennt.

Behufs genauer Darstellung der eigenthümlichen, oft schwierigen mundartlichen Laute hat Hr. Sch. in seiner Schreibweise, über die er in der Vorrede (S. X — XV) kurze Rechenschaft gibt, ziemlich das rechte Maß gehalten und mehrere passende Unterscheidungen, namentlich durch Anwendung des Apostrophs, eingeführt. Doch hätte hie und da noch ein Weiteres zu leichterem Verständnisse geschehen können,

wie z. B. durch die auch aus äußeren Gründen richtigere Scheidung des 's für sie, das und es in s' für ersteres und in 's für die beiden letzteren, die wieder in der Weise von einander gehalten werden konnten, daß jenes (wie auch einige Male geschehen, z. B. 's *Fewia*, S. 33, 8; 's *Ren*, S. 105) mehr dem folgenden Substantiv, dieses mehr dem vorangehenden Worte, wie in der Aussprache, so auch in der Schrift sich anlehnte. Dagegen hätte das alte duale s der Verbalflexion (S. 1: *ees hobt's, wifst's*, ihr habt, wifst, daneben richtig: *saouchts*; vgl. Zeitschr. IV, 501, 1) besser ohne Apostroph, und statt *m'a, d'a*, der Kürzung aus *mia, dia* (mir, wir, dir), richtiger *ma', da'* (unterschieden v. *ma, man, da, der*) gedruckt werden sollen.

Schließlich noch ein paar Worte über das den Gedichten angehängte „Wörter-Verzeichniß“ (S. 113 — 131), welches fast durchgehends nur eine einfache Glosse zu den mundartlichen Wörtern und Formen gibt. Daß der Verf. sich dabei nicht weiter, namentlich ins Gebiet der Etymologie, verstiegen, ist nur gut zu heißen; denn an der einzigen Stelle, wo er es versuchte, ist es ihm mißlungen, wenn er (S. 121) unser echt deutsches *kreina*, schreien, zanken (vom mhd. grînen; Zeitschr. II, 84, 27 u. a.), an das franz. *crier* (ital. *gridare* = lat. *quiritare*) weist.

Während das Glossar gar manche Wörter aufzählt, die auch ein norddeutsches Auge auf den ersten Blick erkennen und verstehen wird, und selbst Wiederholungen bringt (vgl. *Arwa* mit S. 25 Note), fehlen ihm dagegen nicht wenige (ich zähle über 50), die zum Theil selbst der oberdeutsche Leser ohne besondere Erklärung nicht versteht, wie z. B. *auskenna, si*, sich zurecht finden, 79, 15; *beut'ln*, schütteln, 75, 4; *brims'ln*, nach Brand riechen, 37, 6; *engg*, euch; 31, 1 etc.; *g'stimmt*, geneckt, gefoppt, 23, 12; *Heuert*, f., Heirat, 74, 11; *Kolm*, f., Kalbe, 48, 4; *beim Plunda*, verglimpfend für: *beim Dunna* (Donner), 72, 8; *Ruarsch*, ? 91, 12; *schmatz'n*, schwatzen, 61, 7. 92, 2; *schutz'n*, schwingen, 72, 13; *um(a)nand*, hin und her, 69. 96; *Urlauba*, m., beurlaubter Soldat, 73, 20; *vantweng*, deswegen, 82, 4; *voiat*, (d. i. *vo'-ia't*), verirrt, 20, 12; *vopoant*, ? 102, 8; *Vorafletz*, m., Hausflur, 17, 14; *a vo woafs se ned* (v. *sich verwifsen*), er kommt nicht zu Besinnung, 71, 5; *wurscht'ln*, Würste machen, schlachten, 79, 19 u. v. a. m.

An manchen Stellen endlich stimmt die Schreibweise des Glossars nicht zusammen mit der der Gedichte. So steht hier: *Züll*, Ziel, *zoing*, zeigen, *zfrien*, zufrieden, *füra*, hervor, *denat*, dennoch, *trad'ln*, drehen, u. a. m. — dort (richtiger): *Zül*, *zoang*, *zfrin*, *vüra*, *dennat*, *drad'ln* etc.

Möge der Hr. Verf. aus diesen Bemerkungen erkennen, daß mir seine Gedichte als ein beachtenswerther Beitrag zur Kenntniß seines heimatlichen Dialektes einer gründlichen Durchsicht nicht unwerth erschienen.

Der Herausgeber.

---

Erklärung der schwierigern dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzium) gesammelten Schriften. Zusammengestellt von Alb. von Rütte, Pfarrer. Berlin, Jul. Springer. 1858. 8°. VIII u. 103 Stn.

Die zahlreichen, durch gesunden Humor und eine wahre und lebendige Schilderung des Volkslebens ausgezeichneten Schriften des vor wenigen Jahren verstorbenen Pfarrers (zu Lützelflüh im Emmenthal) Albert Bitzium, die er unter dem Namen Jeremias Gotthelf hat erscheinen lassen, haben sich einen großen, über ganz Deutschland ausgedehnten Leserkreis erworben. Der auch in der Sprache bewahrte volksthümliche Anstrich der zuerst erschienenen Bände gibt denselben noch einen besonderen Reiz, dessen die späteren, wie auch die zweite Ausgabe von jenen, entbehren, da sie der Verfasser auch den Nichtschweizern mundgerecht zu machen sich bestrebte. Besser, wenn er das echt nationale Gewand beibehalten, daneben aber dem allgemeineren Verständnisse durch erläuternde Anmerkungen oder ein einfaches Glossar nachgeholfen hätte, eine Zugabe, die auch so nicht entbehrlich geworden und uns darum jetzt in dem vorliegenden, der Gesamtausgabe von Bitzium's Werken sich anschließenden Wörterbuche von der Hand eines Freundes des Verstorbenen geboten wird.

Diese Arbeit, deren Verdienst alle Freunde von Jer. Gotthelf's Volksschriften dankend anerkennen werden, sollte nach dem richtigen Plane des Verfassers durchaus nicht eine tiefer eingehende sprachliche, sondern nur ein Hilfsmittel zum besseren Verständnisse jener Schriften werden. Daher war Kürze und Beschränkung vor Allem nöthig, die jedoch hinwiederum nicht zu weit greifen durfte, so daß z. B. bei den eigenthümlichsten Ausdrücken, die zumeist im Zusammenhange ihre Erklärung finden, ein bestimmter Verweis auf die treffende Stelle der Schriften nicht unterlassen wurde.

In der Schreibweise der bald rein mundartlichen, bald mehr dem Hochdeutschen angebildeten Wortformen mußte sich der Verf. natürlich an Bitzium getreu anschließen; wir dürfen also über das, was wir in

dieser Hinsicht zu wünschen hätten, nicht mit ihm rechten. Dagegen wollen wir ihm nicht verhehlen, daß wir die einfache Bezeichnung der Länge und Kürze der Sylben, wie sie in vielen Fällen gegeben ist, allgemein durchgeführt, auch hie und da, wo nöthig (z. B. in *persche*, *polete* u. a.) zur Erleichterung des Verständnisses die Hervorhebung der Tonsylbe und in unkenntlichen Zusammensetzungen (*nebeushah* = *nebeus-hah*) die Bildung des Wortes angedeutet wünschten.

Zuweilen ist es dem Schweizer begegnet, daß er sich zur Erläuterung eines Wortes eines dem Nichtschweizer eben so unverständlichen mundartlichen Ausdrucks bedient; so z. B. wenn er S. 38 die Redensart: *vore Haag use kommen* (vor den Hag, Gehege, Gehöfte hinaus kommen, d. h. Hab und Gut verlieren) mit dem neutralen *aushausen* (zu *hausen*, wirthschaften, aufhören; vgl. Stalder, II, 27) und dem mehr activen *vergeltstagen* (jemandes Habe gerichtlich versteigern lassen; Stalder, I, 241) erklärt, oder auf S. 66 dem *raue* ein „*fauchen* (von Katzen)“ an die Seite stellt, und also ungewiß läßt, ob das Schnurren der sich anschmiegenden Katze (wie bei Schmeller, III, 1), oder ob ihr klägliches, weinendes Geschrei in der Brunstzeit (vgl. Stalder II, 263: *räulen*), oder endlich jener dem Niesen ähnliche Laut der Katze dem Hunde gegenüber (vgl. *pfuchzen*, *pfauzen*; Schm. I, 307) gemeint sei. Freilich gibt an beiden Stellen das beigefügte Citat den weiteren Aufschluß.

Beim Durchlesen dieses ziemlich umfangreichen Bändchens ist uns auf's Neue fühlbar geworden, wie die Volksmundarten, vorab die alterthümlichen der Schweiz, so manches Goldkorn, das der Schriftsprache verloren gegangen, treu bewahrt und gar viele naturgemäße Bildungen hervorgebracht haben, durch welche der neuhochdeutsche Sprachschatz bereichert, ja nicht selten ein ungefügtes Fremdwort entbehrt werden könnte. Auch von diesem Gesichtspunkte aus erhöht sich das Verdienst des hier besprochenen Schriftchens.

Der Herausgeber.

---

De Herr Professor. Idyll aus dem Züribiet von August Corrodi. Winterthur, Druck u. Verlag der Steiner'schen Buchhandlung. 1858. 8°. 212 Stn.

In dem vorliegenden Gedichte ist die echte Züricher Mundart wiedergegeben und zwar mit allen Nüancen, die besonders auf dem Lande vorkommen mögen. Es sind vielleicht mehrere Ausdrücke da und dort, die auf kleinere Ortsgebiete hinweisen, für welche dann das Büchlein

noch sein besonderes Interesse haben kann. Sehr hervortretend zeigt sich darin die Abweichung des Züricher Schweizerdeutschen von der alemannischen Mundart Hebel's. Ungeübtere Ohren finden gewöhnlich beide ganz ähnlich, doch schon in den angehängten Worterklärungen unseres Idylls treten die stärksten Verschiedenheiten hervor. Uebrigens hat in der Schweiz jeder der deutschen Kantone seinen besondern Dialekt, der sich vorzüglich in Betonung, in der Länge oder Kürze der Sylben, wie in eigenthümlichen Wörtern und Ausdrücken kenntlich macht. Der Züricher wird augenblicklich den Berner, den St. Galler, den Thurgauer u. s. f. erkennen, wie umgekehrt.

Schon früher hat sich der bekannte Jac. Stutz, ungefähr dem nämlichen Gebiete angehörig, das unser Verfasser zum Schauplatz seiner Dichtung gewählt hat, vielfach in dieser Mundart hören lassen; allein der Vorwurf der meisten seiner Sachen, obschon für das Volk geschrieben, war häufig zu derb, den edleren Geschmack fast beleidigend, so daß die Freude daran gestört war.

Um auf die Fabel unseres Idylls selbst zu kommen, so finden wir den Titel nicht ganz passend, und zwar darum, weil „de Herr Professor“ nicht entschieden die Hauptrolle, sondern in Bezug auf Handlung, Schilderung der Gemüthszustände, den Anfang der Erzählung ausgenommen, eine sehr bescheidene Nebenrolle spielt, statt daß er, wie man unwillkürlich erwartet, als humoristische Person den bleibenden Mittelpunkt des kleinen Liebesromans bilden sollte. Die Hauptperson „Anneli“ wünschte man, um mehr Interesse an ihrem Schicksal zu gewinnen, etwas anziehender, mehr nach ihrem innern Gemüthsleben geschildert. Gesprächsweise, Redensarten der handelnden Personen sind übrigens äußerst wahr und charakterisieren das Landvolk, das noch nicht im Alpengebiete, sondern mehr im ansteigenden Gebiete des Kantons Zürich, gegen das obere Ende des Zürichsees zu, lebt und webt, ganz getreu.

**E. F.**

Wir können nicht umhin, dieser, von schweizerischer Hand geschriebenen Beurtheilung noch ein paar Worte vom sprachlichen Standpunkte aus hinzuzufügen, und zwar über das dem Gedichte angehängte Glossar (S. 200—212). In Beziehung auf dasselbe erklärt der Verfasser in seiner kurzen Einleitung (S. 197—199), daß es „durchaus keinen Anspruch weder auf Vollständigkeit, noch auf Genauigkeit mache, denn sonst wäre es zum Buch angeschwollen, da den des Dialektes gänzlich Unkundigen



ja jedes Wort hätte erklärt werden müssen. Solche werden aber dies Büchlein überhaupt nicht lesen.“

Da wir jedoch diesem Idyll, das uns ein liebliches Bild schweizerischen Lebens entfaltet, recht viele Leser auch außerhalb seines Vaterlandes wünschen, so hätten wir schon um dieser willen gerne, wenn auch nicht jedes sprachlich merkwürdige Wort (deren haben wir uns aus dem Büchlein über 600 angemerkt), so doch die unverständlicheren kurz erläutert gesehen. So aber fehlt im Glossare gar manches Wort, das wir auch in den Idiotiken von Stalder, Tobler und Schmidt (Idiot. Bernense in dieser Zeitschr. II—IV) vergebens gesucht, ja einige, über die selbst geborene Schweizer uns keinen genügenden Aufschluß zu geben vermochten. Andere sind ungenau oder unrichtig erklärt.

Möchte dieser Wunsch von unserem wackeren Dichter bei seinem Winteridyll: „De Herr Vikari“, dessen Erscheinen in nahe Aussicht gestellt ist, nicht unbeachtet bleiben!

Der Herausgeber.

Zom Zilljes gale Erbes mit Huitzelbreh geschmälzt. Eine Anthologie humoristisch-sarkastischer Originalien aus Fulda's lustiger Vergangenheit. Erscht Traktäment. Fulda, Verlag von Aloys Maier. 1858. Kl. 8°. 32 Stn.

Mit diesem Heftchen, welches ein größeres (*De Hu'zet*, die Hochzeit) und ein kleineres Gedicht (die gemischte Ehe) in Fuldaer Mundart enthält, eröffnet der Verleger desselben eine Sammlung poetischer Erzeugnisse auf dem Boden seiner engeren Heimat, welche in gleicher Weise wie das vorliegende und in Zwischenräumen von 3—4 Monaten je nach Eingang passenden Stoffes, zu dessen Einlieferung er in dem beigedruckten Prospectus ganz besonders einladet, erscheinen wird. Einem Bande von 10 Bogen soll ein „Fuldaisch-Hochdeutsches Wörterbuch“, nach dem vorliegenden Stoffe zusammengestellt, beigegeben werden.

Wir wünschen diesem Unternehmen, das uns die genauere Kenntniss einer bisher noch wenig bearbeiteten Mundart vermitteln soll — diese wichtigere Aufgabe möge der Herausgeber, der damit zunächst „die gute, alte, urgemüthlich humoristische Zeit vor Augen führen“ will, ja nicht außer Acht lassen! — vor Allem einen guten Fortgang und hoffen, auf eine eingehendere Besprechung desselben später zurückzukommen.

Der Herausgeber.

**Viktor Kästner,**

ein siebenbürgisch-sächsischer Dialektdichter.

Unter dieser Ueberschrift hat Eugen v. Trauschenfels in dem „Oesterreichischen Morgenblatte für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben“ (1858, Nr. 46—49) eine kurze Biographie jenes am 29. Aug. v. J. verstorbenen reichbegabten Dichters erscheinen lassen, dessen Verlust wir ganz besonders als den eines eifrigen Förderers dieser Zeitschrift\*) zu beklagen haben. Die anziehende Schilderung eines, leider! nur zu kurzen Dichterlebens, die wir hier mitzutheilen uns gedrungen fühlen, wird gewifs bei den Freunden der „Deutschen Mundarten“ Theilnahme erwecken.

„Viktor Kästner war der dritte Sohn des dermaligen ev. Pfarrers in Neudorf J. D. Kästner und verlebte seine erste Jugendzeit in dem romantischen Dorfe Kerz, woselbst sein Vater zur Zeit seiner Geburt die Seelsorge ausübte. Hier mag der in frischem Lebensmuth übersprudelnde wilde Knabe seine ersten poetischen Eindrücke erhalten haben. Die Umgebung ist sehr geeignet auf Geist und Gemüth zu wirken. Kerz, eine deutsche Sprachinsel mitten unter romänischen Dörfern, zeigt noch das kernhafte deutsche Wesen der alten Sachsenkolonien; mit frischer Thatkraft seiner Bewohner verbindet sich der tiefanhängliche Sinn für althergebrachte Ordnung und Sitte. Im Dialekte klingt noch manch uraltdeutsches Wort und mahnt mit der bezeichnenden Fülle seiner Naturlaute an ein Leben, das frisch und frei den Tönen in Wald und Flur zu lauschen gewohnt gewesen ist. Die stolzen Ruinen der ehemaligen Abtei mit ihren hohen Bogen, Hallen und Fenstern umgürten als Hof- und Gartenmauer das Pfarrhaus. Der fortwährende Anblick dieser schönen Ueberreste eines von Bäumen und Buschwerk umklammerten grosartigen Denkmals der Sachsengeschichte mußte fragende und bildende Träume in der jungen Seele erwecken. — Die erste literarische Arbeit, mit der Viktor Kästner vor die Oeffentlichkeit trat, war auch eine Zusammenstellung der bekannten historischen Daten über die Kerzer Cistercienser Abtei und der sich an dieselbe knüpfenden Sagen, die er zuerst im Hermannstädter Zweigverein des Vereins für siebenbürgische Landeskunde vortrug und dann in dem Beiblatt der „Kronstädter Zeitung“ den „Blättern für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde“ 1851—2, S. 137 ff. veröffentlichte. —

---

\*) Vergl. Z. IV, 397 ff.

Die hohe Karpathenkette mit den stolzesten Riesenkuppen unserer südlichen Grenze umschließt das Längenthal des Altflußgebietes, in dessen Mitte Kerz liegt. Bald tosen wilde Gebirgsbäche von den Bergen herab in die langsam dahin rollenden gelben Fluten des Alt, bald rieseln sie langsam daher, und ihr klarer, reiner Wasserspiegel zeigt die buntesten Kieselsteine. Viktor Kästner hatte Vieles von einem solchen Bache an sich. Heftig auflodernd und jähzornig, besonders in seinen jüngern Jahren, toste er oft wie der Wassersohn der Berge; aber wenn sich das Unwetter gelegt, zeigte seine klare, reine Seele das bunte Farbenspiel seines lebhaften Geistes, das Edelgestein seines Herzens. Die erstere Eigenschaft hatte ihm bei seinen Freunden den Spitznamen „Käsperchen“ zugezogen. Von kleiner Statur, zart gebaut, außerordentlich lebhaft und jederzeit schnell erregt war Käsperchen als Studiosus ein gar herzlicher Kamerad, — und wenn man auch dann und wann den absichtlich hervorgerufenen Zorn zum ergötzlichen Scherze mißbrauchte, wußte doch jeder, daß kaum irgend Einer an Geisteskraft und Treue der Gesinnung dem kleinen Teufelchen gleiche.

Sein älterer Bruder Heinrich (jetzt k. k. Bezirksvorsteher in Pui) nahm den wohlthätigsten Einfluß auf Viktor. Seine ruhige Besonnenheit und seine warme, innige Freundschaft hat nicht wenig zur Charakterbildung des jüngeren Bruders beigetragen.

Die ersten Versuche in Dichtung und sprachlicher Forschung fallen in die früheste Jugendzeit V. Kästners. Die Schulen brachten es mit sich, daß Jeder den Versbau pflegen mußte. Wer von uns, die der Zeit vor dem in's Lebentreten des Organisations-Entwurfs für die Gymnasien angehören, hätte nicht schon im 13. oder 14. Jahre auf dem Parnas gesündigt? Diese poetischen Sünden hatten — was man auch dagegen einwenden mag — ihre guten Seiten, man erlangte mindestens eine gewisse Gewandtheit im Ausdruck, ward Herr der Sprache.

In den sechs Jahrgängen des Cötus\*), welchem Viktor Kästner angehörte, gab es talentvolle Sänger. Die besten von ihnen, Joseph Marlin und Karl Kirchner, sind dem Verewigten in das unerforschliche Jenseits vorangegangen. Es war damals ein strebsamer Sinn in der Jugend; Wetteifer belebte Freunde und Genossen. In den Arbeiten pro certamine litterario senkte sich der Schullorbeer oft auf das Haupt des

---

\*) Cötus nennt man an den ev. Gymnasien im Sachsenlande die Gesamtheit der Schüler des Obergymnasiums und Seminars.

frühe sich auszeichnenden Pfarrerssohnes von Kerz. Seine erste Dichtung, welche durch den Vater in die Hände geistlicher Amtsgenossen gekommen war und lebhaften Beifall erhielt, war die „Weinlese.“ An ein anderes Gedicht: „An mein Tintenfaß“ erinnerte sich sein Lehrer, der jetzige Gymnasialdirektor in Hermannstadt, J. Schneider, mit besonders rühmlichem Lobe noch in späteren Jahren. Viktor selbst liebte es nicht, seine poetischen Sachen mitzuthemen. Er scheute die Beurtheilung und obgleich für das Lob nicht eingenommen und niemals es erwartend, war ihm doch jeder Tadel zuwider. — Mit seinen Genossen war er allbefreundet, am meisten aber mit seinem älteren Bruder Heinrich, der auch allein wirklichen Einfluß auf ihn ausübte. Seine Lehrer liebte er, fühlte sich aber bloß zum Professor der Geschichte und Literatur, dem Nestor der heimischen Kunst und Wissenschaft, dem damaligen k. k. Schulrath J. C. Schuller, der es, wie kein zweiter, verstanden hat und versteht, die Jugend zu wissenschaftlichem Streben anzuregen, mit dem Triebe der Nacheiferung hingezogen.

Nach in Hermannstadt vollendeten Gymnasialstudien machte Viktor Kästner die Rechtsstudien an der juristischen Fakultät ebenda in den Jahren 1845 bis 1847 mit ausgezeichnetem Erfolge durch, ohne daß jedoch irgend ein Fach sein Lieblingsfach gewesen wäre; er blieb der Muse treu — doch wie einer „Liebe, von der Niemand Etwas weiß.“ In der späteren Zeit der Dienstjahre liefs der amtliche Beruf wenig Zeit und Stimmung zu dichterischem Schaffen. Die Vorgesetzten erkannten bald die ebenso schnelle als verläßliche Arbeitskraft und betrauten den jungen Beamten mit schwierigen Arbeiten, besonders wenn sprachliche Gewandtheit erforderlich war. Anfänglich war Viktor Kästner nach dem damals gewöhnlichen Dienstgange bei der politischen Nationalbehörde als Kanzlist eingetreten \*), trat aber vor etwa fünf Jahren in die finanzielle Amtssphäre über, wo er bald zum Koncipisten und Bezirkskommissär vorrückte und jetzt gerade, zum Sekretär vorgeschlagen und warm empfohlen, mit Sicherheit auf ein weiteres Avancement rechnen durfte, nachdem er schon während der letzten Jahre als Präsidial-Sekretär verwendet worden war. Sein Chef, Graf Beldi, rühmte dem Todten mit tiefempfundenen Worten nach: „Er habe mit ihm seine rechte Hand verloren.“

---

\*) In dieser Zeit entstand auch sein schönes humoristisches Lied im Dialekt „Der Komitial-Kanzlist.“ S. diese Zeitschr. Jahrg. IV, 404 f.

Erst seit dem Jahre 1850 gelang es namentlich der theilnehmenden Zusprache des Hrn. Schulrathes Schuller unsern den Freunden längst bekannten Volksdichter zu bewegen, seine Arbeiten in die Oeffentlichkeit kommen zu lassen. Das erste von ihm veröffentlichte Gedicht im Dialekt, mit einer kurzen, trefflich geschriebenen Einleitung über die Eignung unseres Dialekts zur Poesie, findet sich in den ersten Nummern des Beiblattes zum „Siebenbürger Boten“ Jahrg. 1851, und ist dieselbe schöne Ballade „Am Alt, am Alt, am gelben Alt,“ welche in der Sylvestergabe des genannten Herrn Schulrathes „über die Herkunft der Sachsen“ abgedruckt ist.

Seitdem las Viktor Kästner im Hermannstädter Zweigverein für siebenbürgische Landeskunde, auch in der Generalversammlung zu Reps auf Verlangen mehrere seiner Gedichte, so namentlich: Die Herbstfäden, der Gebirgssee, der Weihnachts- und Neujahrsmann u. a. m. Sie sind alle im Dialekt abgefaßt, und spiegeln ganz und gar Volks- und Naturleben unter den Deutschen in Siebenbürgen. Die meisterhafte Behandlung der Sprache, technische Gewandtheit im Versbau, mehr noch tiefsinnige Erfindung zeichnen diese Dichtungen aus. Oft sind sie neckisch, oft haften sie an Kleinem, doch immer stehen sie mitten in volksthümlicher Anschauung, welche nur durch die dichterische Seele veredelt erscheint. —

Sein vertrauter Umgang war in den letzten Jahren auf die Freunde Jakob Raneicher, B. Eugen Salmen, Sam. Simonis und Fr. Schuler von Libloy beschränkt.

Ende August des v. J. erkrankte der Dichter. Nur vierzehn Tage hütete er das Zimmer, nur vier Tage das Bett. Die lebensgefährliche Nackengeschwulst Anthrax machte seinem jungen Leben im 31. Jahre seines stillbescheidenen Daseins ein Ende. — Am Grabe rühmte die geistliche Rede die Tugenden des so früh Dahingeshiedenen, wie er als Gatte und Vater, Bruder und Sohn, Freund und Volksgenosse, als evangelischer Christ und als Staatsbeamter die Pflichten jeglichen Lebenskreises auszufüllen verstanden habe — ja er war uns Allen, die wir ihn kannten, sehr theuer, sein Gedächtniß wird ewig in uns fortleben.

Seit vier Jahren glücklich verheiratet mit einer Pfarrerstochter des Unterwaldes, Pauline Simonis, welche, selbst eine arme Waise, nur durch die ausgezeichneten Eigenschaften anspruchsloser häuslicher Thätigkeit und sinnigen Verständnisses den sie zärtlich liebenden Gatten vollkom-

men zu befriedigen vermochte, war Kästner erst wenige Wochen vor seinem Tode zum zweiten Mal Vater, diesmal einer Tochter, geworden.

Bei späterem Wachsthum beinahe über Mittelgröße gediehen, war der schlanke Körper voll sehnichter Nerven, fest die Hand und langgestreckt die Finger. Die etwas vorgebeugte Haltung des Oberleibs schien nicht von der engen Brust, wohl aber von der unermüdeten Hast des rasch sich Bewegenden herzurühren. In dem länglichen Gesicht zuckte oft Nase und Mund im spitzen Winkel; blondes Haar umschloß dicht und einfach gescheitelt das mehr bleiche, als geröthete Antlitz, welchem die zwei lebhaft sprühenden schwarzen Augen das Gepräge des geistigen Lebens gaben.

Viktor Kästner hinterließ, außer einer druckfertigen Sammlung von Gedichten in siebenbürg.-sächsischer Mundart von Hermannstadt, für deren Herausgabe sein würdiger Vater zu sorgen übernommen hat, noch sächsische Sprüche und Redensarten, sowie ein Idiotikon, das er wissenschaftlich auszuführen gedachte. Letzteres verdankt, wie mir Victor selbst an einem unvergeßlich schönen Abend einst erzählte, seine erste Anlage einer langwierigen Krankheit, in der er, ein geschickter Zeichner, der auch eine ganz gute Karte von Siebenbürgen entworfen hat, neben anderem Zeitvertreib für seine Schwester das Alphabet einem Stickmuster nachzeichnete, und damit diese Arbeit denn doch nicht gar so eintönig und geisttödtend sei, auch die ihm eben beifallenden mundartlichen Worte den einzelnen Buchstaben beifügte.

Eifriges Bibelstudium und Vergleichung unseres Dialekts mit den niederrheinischen und niederländischen Sammlungen von Simrock, Fallersleben und A. beschäftigte ihn in den letzten Wochen. Das Letzte, woran er noch Antheil zu nehmen vermochte, war drei Tage vor seinem Tode die anmuthige Skizze des Schäßburger Gymnasiallehrers F. Fronius: „Die Kindstaufe in den dreizehn Dörfern“ im Album für die Bistritzer Abgebrannten („Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart“), die ihm ein Freund vorlas; die Uebersetzung eines türkischen Gedichtes von Hammer-Purgstall wollte er nicht hören. — Am 29. August 1857 Mittags war er nicht mehr!

Was Viktor Kästner vorzugsweise Anspruch auf eine hervorragende Stelle in unserer Literaturgeschichte verschafft, ist mehr noch, als der poetische Werth seiner Dichtungen, der keineswegs gering angeschlagen werden darf, der Umstand, daß er zuerst es gewagt, seine

Leier in den Tönen unseres als unmelodisch verschrieenen Dialekts und zwar durch alle Tonarten erklingen zu lassen und durch seine Dichtungen einen vollen Beweis für die Eignung der siebenbürgisch-sächsischen Mundart zu poetischer Behandlung aller im Bereich der Dichtkunst gelegenen Stoffe hergestellt hat, während nach den vor ihm angestellten Versuchen dieselbe fast nur für launige Themen geeignet schien. Seine Vorgänger waren meist nur Gelegenheitsdichter, Viktor Kästner ist der erste siebenbürgisch-sächsische Dialekt- und Volksdichter.“

## Mundartliche Dichtungen und Sprachproben.

### Siebenbürgisch-sächsisches Volkslied. \*)

Mitgetheilt von **Friedr. Schuler v. Libloy** in Hermannstadt.

#### Des jungen Burschen Tod.

(Im Grofsschenker Dialekte.)

æt wôr ən méur mât márvelənstîn  
und mât dîer rūider zâgeln;  
dorangder lôg ä gang knîəcht,  
wôr åff dən dūid gefongen,  
siwwenhangdertliuftern ån dər îerd, 5  
bå nôtern úch bå schlongen.  
„Ach sà, gəláfster sà, meng,  
wól hàrt bást tæ gəfongen!“ —  
„Ach mótter, gəláfste mótter  
meng,  
gôt hinn, bitt nôch fəst am me liē-  
ven.““ 10  
„Irr harren, irr harren vun der  
rôthesburg,  
gîet mîr des knîəcht se liēven;  
mer wallen ech gîen droāhangdert  
gâlden  
wol am des knîəcht se liēven.

#### Hochdeutsche Uebertragung.

Es war eine Mauer mit Marmorstein  
und mit den rothen Ziegeln;  
darunter lag ein junger Knecht,  
(der) war auf den Tod gefangen,  
siebenhundert Klaftern in der Erde,  
bei Nattern und bei Schlangen.  
„Ach Sohn, geliebtester Sohn mein,  
wie hart bist du gefangen!“ —  
„Ach Mutter, geliebteste Mutter  
mein,  
geht hin, bittet noch einmal um mein  
Leben.““ —  
„Ihr Herren, ihr Herren von der  
Rothsburg,  
gebt mir des Knechts sein Leben;  
wir wollen euch geben dreihundert  
Gulden  
wohl um des Knechts sein Leben.

\*) Weit verbreitet.